

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Lyrische Reisen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1878

VII. Aus dem Bregenzerwald. 2. Im Frühling 1874

VII.

Aus dem Bregenzerwald.

2.

Im Frühling 1874.

Im Bregenzerwald stehen aber auch Häuser, sehr viele und sehr schöne Häuser, welche sämmtlich aus Holz erbaut, mit Schindeln gedeckt und mit Schuppen verkleidet sind. Diese Häuser dürfen übrigens nicht als „Hüttchen für ein liebend Paar“ betrachtet werden, sondern es sind sehr ansehnliche Gebäude, um so ansehnlicher, als nach hiesigem Brauch auch Ställe und Scheunen unter demselben Dach ihren Platz finden.

In diese, zumal in die Wirthshäuser, wird aber eine große Eleganz verlegt, denn verschiedene Erwerbszweige, namentlich aber der Käsehandel, haben in den letzten Jahrzehnten hier großen Wohlstand verbreitet. *) Der Wan-

*) Diese Behauptung dürfte doch mit einiger Vorsicht aufzunehmen sein. Unter vier Augen hört man oft, daß der „Wald“ sehr stark verschuldet sei. Die meisten der entlehnten Capitalien stammen aus dem

derer steigt also über eine steinerne Vortreppe hinan und findet allenthalben, wo er eintritt, spiegelnde Wände, spiegelnde Dielen, zuweilen auch spiegelnde Parketböden. An den geschliffenen Fenstern prangen gestickte Vorhänge. In den reinlich aufgeräumten Stuben steht feines Hausgeräthe von Ahornholz, das von den Landeskindern selbst gezimmert und geschnitzt ist. Zierliche Oefen versprechen für den langen Winter eine angenehme Wärme. Die Klinken und Angeln an Thüren und Fenstern sind von glänzendem Messing. An den Wänden hängt ein mannichfaltiger Bilderschatz, auch Schlachtenbilder von Wörth, Sedan und andere aus dem letzten Kriege. Selbst Bismarck und Moltke gelten nicht für anstößig.

In diesen Bauernhäusern findet sich gewöhnlich hinter dem Ofen auch eine kleine gewählte Bibliothek, verschiedene Bücher über des Waldes Gelegenheit und Geschichte, auch einige Bände von den Romanen jenes Wälderbauern Franz Michael Felder, welcher am 26. April 1869 zu Schopernau im hintern Walde, noch nicht dreißig Jahre alt, gestorben ist. Professor H. Sander zu Feldkirch hat ein treffliches Lebensbild dieses „wunderbaren“ Mannes geschrieben und ist dasselbe 1876 in zweiter Auflage erschienen. Der arme Felder hat auf dieser Welt wenig gute Tage gesehen und als er gestorben war, wollte sein Pfarrer nicht einmal zugeben, daß ihm auf dem Kirchhofe ein Denkmal gesetzt werde. Seine Romane sind jedoch,

reichen Lechthale. Ein alter Wälder meinte daher letzter Tage beim Abendtrunk: „Wenn die Lechthaler den Strick zuziehen, ist der ganze Wald strangulirt.“

wie schon bemerkt, im Walde sehr beliebt. Es läßt sich daran die Bemerkung knüpfen: daß man die spannenden Werke, welche A. Pichler, Zingerle, Schneller für die Tiroler geschrieben, hinter den tirolischen Deseu bisher ebenso wenig gefunden hat, wie meine ebenso unterhalten- den als belehrenden Hochlandsschriften hinter den ober- bayerischen.

Uebrigens sind jene Höfe nach alter germanischer Weise überall herum zerstreut und liegen bald am Bache, bald am Büchel, bald in der Wiese, bald am Wald. Auch in den schönen Dörfern drängen sie sich nicht eng anein- der; auch da liegt wieder jedes, so zu sagen, in seiner eigenen Flur.

Im Walde hat sich auch noch, wie im tirolischen Enne- berg, das altherkömmliche Tanzhaus erhalten. Es steht auf dem freien Plage vor der Kirche und ist eine offene Halle, deren Dach auf hölzernen Säulen ruht. Hier traten vor Zeiten die Männer der Gemeinde nach dem sonntäg- lichen Gottesdienste zusammen, um über deren Angelegen- heiten zu berathen und zu beschließen. Hier wurden auch die Gerichte gehalten. Jetzt ist die Competenz des Tanz- hauses allerdings erheblich eingeschränkt, aber noch immer versammeln sich da am Sonntagmorgen die Kirchgänger, denen dann der Gemeindevorsteher die neuesten Anordnun- gen der Obrigkeit und andere Sachen, die sie wissen sollen, verkündet, worauf man eine halbe Stunde plaudert oder disputirt, um sich dann zum Trunke zu begeben. Ehemals wurden hier auch die öffentlichen Tänze abgehalten und daher kommt der Name; allein die Wälder „Schmelgen“ sind jetzt schon so fein geworden, daß sie es nicht mehr

anständig finden, vor allem Volke, in freier Luft und bei hellem Tage über den Tanzboden zu fliegen.

Unter jenen Häusern finden sich aber auch zahllose Wirthshäuser. Diese bilden gewöhnlich des Dorfes Kern, indem sie zu fünft oder sechst den geräumigen Platz umgeben, welcher vor der Kirche und dem Friedhof frei gelassen ist. Für den müden Wanderer ist schwerlich irgendwo besser gejorgt, als hier — denn jeden Büchjenschuß sieht er sich gastfreundlich eingeladen und, wenn er will, erquicklich aufgehalten. Diese Herbergen führen aber nicht, wie das bei den deutschen Hötels jetzt Mode wird, die gänglichen Namen der jeweiligen Besizer, sondern jene altherkömmlichen Wahrzeichen, unter deren Schutz schon unsere viedern Ahnen gezecht. Ueber der Post waltet zu meist der kaiserliche Adler; neben ihn stellen sich wetteifernd der Löwe, der Hirsch, der Ochz, das Kößli und andere Bestien auf. Mitten in diesem Thiergarten schwebt aber gewöhnlich auch ein Engel — ein tröstliches Zeichen für solche Bedner, die über den irdischen Genüssen das Himmelreich nicht ganz vergessen wollen.

Eine landesübliche Eigenthümlichkeit dieser Wirthshäuser dürfte es sein, daß nie ein Gast darinnen ist. Wie ganz anders in unserm München, wo schon in thauiger Frühe unsere unglücklichen Proletarier Kopf an Kopf beim Spaten, beim Bschorr, beim Augustiner sitzen, um sich bis spät um Mitternacht von bekannten Reihpredigern belehren zu lassen, daß das Glück des Sterblichen nicht in der Arbeit, sondern in einem menschenwürdigen Dasein und dieses hauptsächlich darin bestehe, bei gutem Trunk früh

und spät über die Gebrechen dieser schönen Welt, über Magistrat und Bourgeoisie zu räsonniren.

Um aber wieder auf den Bregenzertwald zurückzukommen, so ist jene Behauptung, wenigstens soweit sie die Eingeborenen betrifft, keineswegs übertrieben. Diese gehen wirklich nur des Sonntags zum Trunke; am Werktag sind sie auch des Abends nur selten beim Wirth zu sehen. Dieser empfängt daher unter Tags nur jeweils einen müden Viehtreiber, einen durstigen Käsehändler oder einen wißbegierigen Wanderer, der seinem Schild nicht bloß aus sinnlichen Gelüsten nachgeht, sondern um das Volk oder wenigstens den Wirth und die Wirthin kennen zu lernen und ihre Gedanken zu ergründen.

Da nun aber in jedem Dorfe sich ein oder zwei vornehmere Wirthshäuser finden, welche den Fremdenverkehr schon seit alten Zeiten an sich gezogen haben, so sind die andern auch nur sehr einseitig eingerichtet. Man findet da mitunter ein gutes Glas Wein, jetzt gewöhnlich Tiroler, Ungar oder weißen Oesterreicher, oft einen frischen Schoppen Bier, ein Gläschen Schnaps, was aber im Ganzen keine Passion der Wälder ist, auch ein hübsches Zimmer und ein reinlich Bett für einen Pilger, den etwa Nacht oder Unwetter überfallen — aber als Nahrung bietet sich zuweilen nichts anderes als Brod und Käse, beides freilich in trefflicher Beschaffenheit.

Wer gutem Essen und mannichfaltiger Speise nachgehen will, der darf sich überhaupt nicht in den Wald bemühen, wenigstens nicht in dieser Jahreszeit. Meine biederen Wirthinnen da und dort, unter deren gastlichem Dach ich mehrere Tage zubrachte, ließen mir immer nur

die Wahl zwischen Carbonaden, Coteletten und Schlegelbraten. „Aber,“ fragte ich endlich, „gibt's denn hier nichts als Kälber? Habt Ihr in der ‚Allg. Zeitung‘ nicht gelesen, daß der Mensch, wenn ihm eine Nahrung nicht mehr schmeckt, gewissermaßen die Pflicht hat, für eine andere zu sorgen, da ihm jene nicht mehr gedeihlich ist? Wo sind denn z. B. die Fische, das Geflügel, das Wildpret?“ Die Fische, die Forellen, hieß es, werden erst gefangen, wenn die Fremden in den Wald und seine Bäder kommen, weil sie dann erst 1 fl. 36 kr. kosten, oder nach einer andern Lesart gehen die schweren Forellen im Herbste jeweils in den Bodensee hinunter, können dann aber im Frühjahr über den Rechen bei Kennelbach nicht mehr zurück und deswegen sei jetzt in den Wälderbächen nur kleines Zeug zu finden, mit dessen Fang sich niemand beschäftigen wolle; Hühner gebe es wenig, weil man kein Getreide füttern könne; Enten und Gänse, die nur das Gras zertreten, seien im Walde nie gezüchtet worden und jetzt fange man auch nicht mehr an damit — weil die Welt vielleicht doch bald untergehe. Wildpret komme nur vor, wenn solches geschossen werde, d. h. wenn der britische Schütze, Herr Cotisworth, der die Jagd gepachtet, aufs Waidwerk gehe, und das sei auch nicht häufig. Eingemachte Gurken, Bohnen, Schwämme und dergleichen Aushilfen sind unbekannt, nahezu auch Gemüse. Und wo bleibst denn du, wohlschmeckender Hammel oder Schöpß, tirolischer Gstraun (castrone), der mir einst in der hintersten Prettau, in Dur, im Schnalserthal die Pflicht der Selbsterhaltung so angenehm gemacht? Auch nach ihm wird man hier vergeblich fragen. Hammelfleisch nämlich essen die Leute

im Wald nicht gern und rümpfen die Nase, wenn man eine gute Schöpfenteule als Leckerbissen rühmt.

In der Reisesaison sollen aber die Mahlzeiten nichtsdestoweniger ganz gut bestellt sein. Die Köchinnen lassen dann allen ihren Bedarf täglich von Bregenz kommen — ungefähr dieselbe Einrichtung, wie am Starnberger See, wo auch die Fischer ihre Fische täglich nach München führen, damit sie die Starnberger Wirthe dort auf dem Markte kaufen können.

Es ist nach alle dem begreiflich, daß die Wirthshäuser hierzulande im Durchschnitt keinen beachtenswerthen Ertrag abwerfen. Die hiesigen Wirthe sind aber auch nicht lediglich Wirthe, sondern es gehört zu jedem Wirthshaus stets ein mehr oder weniger ansehnlicher Besitz an Wies und Wald und auf den Alpen. Man braucht daher auf die Erübrigungen, die der Weinschant abwirft, nicht zu rechnen und betrachtet so das ganze Geschäft mehr als ein theures Andenken an Eltern und Großeltern, oder als einen guten Anlaß, immer einen verlässigen Tropfen im Keller zu haben, oder, wenn man den Kampf ums Dasein glücklich hinter sich hat, als ein *otium cum dignitate*, als eine angenehme Gelegenheit, mit verschiedenen Menschen hie und da ein vernünftiges Wort unter eigenem Dache zu reden. So finden sich im Walde mehrere ausübende Aerzte, die zugleich Wirthe sind und dieses Geschäft, das sie nicht belästigt, ganz gerne nebenher laufen lassen. Wenn sie gerade zu Hause und gut aufgelegt sind, so bedienen sie die Gäste auch selbst in Hemdärmeln und Pantoffeln, während die Frau Doctorin in ihrer Wäldertracht sich an den Tisch setzt und die Kunden mit freundlichem Gespräche zu unter-

halten sucht. Ueberdies bringt der Stand des Wirthes auch eine gesellschaftliche Dignität mit sich, die man nicht so gerne aufgibt, denn der Curat, der Doctor und der Wirth sind in jedem Dorfe, wo nicht etwa ein Gericht oder anderes Amt seinen Sitz hat, unbestritten die ersten und vornehmsten Personen.

Bei aller Sauberkeit aber und bei allem Glanze, worin diese Häuser prangen, haften ihnen doch zwei wesentliche Gebrechen an. Das eine ist, daß sie zu elastisch sind. Wenn man über diese Gänge und durch diese Stuben geht, so schwingen sich die Böden, schwanken und wanken die Bretter wie in einem Schiffe auf hohem Meer. Die Fenster zittern, die Gläser klirren, die Geschirre „scheppern“, wie wenn ein Erdbeben vorübergehe. Dieses Schaukel-system ist zwar gesunden und kräftigen Menschen nicht nachtheilig, aber junge, zarte Damen, welche in der stärkenden Luft des Waldes wieder genesen wollen, könnten in manchen dieser Häuser leicht seekrank werden.

Diese Häuser sind aber nicht blos zu elastisch, sie sind auch zu akustisch. Die dünnen Wände und die dünnen Dielen lassen alle lautbaren Vorgänge im ganzen Hause neidlos an unser Ohr gelangen. Ohne eigens zu lauschen, verstehe ich, namentlich bei stiller Nachtzeit, jedes Wort, das unter, ober und neben mir gesprochen wird. Wenn die Frau Posthalterin in ihrem Schlafgemach zu gähnen anfängt, so werd' ich im meinigen munter davon und gähne mit. Wenn der Herr Käsehändler ober mir niest, so klingt dies so laut in meinem Zimmer, daß ich unwillkürlich „zur Genejung“ rufe. Geht er später zu Bett, als ich, so muß ich aufwachen; stehe ich früher auf, so

wack' ich ihn. Wenn Annakathri in der hintersten Stube sich zur Ruhe legt, so hört ihr theurer Hansjok in der vordersten ihr keusch'es Bettlein krachen und kann ihre Unschuld dann gleich in sein Nachtgebet einschließen. Welche akustische Leiden aber sich über uns ausgießen, wenn mehrere junge Schreibhalse in der Kinderstube liegen und was sie bei Tage nicht geschrieen, bei Nacht hereinzubringen suchen, dies wollen wir nicht näher ausmalen.

Wahrhaft entsehrlich sind aber in solchen und auch in andern, in steinernen Häusern jene dämonischen Charakterköpfe mit genagelten Schuhen, welche nicht zu rechter Zeit schlafen gehen und zu unrechter wieder aufstehen, zumal wenn sie uns über dem Haupte wohnen. Gibt es doch solche Auswürflinge, die um zehn Uhr, wo sich der müde Wanderer zu Bette legt, auf eisernem Rothurn jenen diätetischen Spaziergang nachholen, den ihnen heute der Regen verleidet, und ihn in gleichförmigem Tacte bis Mitternacht fortsetzen! Oder andere, denen in der Frühe um drei Uhr ein neues Trauerspiel einfällt, welches sie dann in denselben genagelten Schuhen, die wir schon zweimal erwähnt, peripatetisch ausarbeiten, dabei alle Monologe selber sprechen und, wenn ein Lied vorkommt, auch dieses selber singen!

Ein guter Christ soll seinen müden Nebenmenschen im Gebirge auch die nöthige Zeit schlafen lassen. Von zehn Uhr an soll er sich still halten und vor sechs Uhr keinen Lärm machen. Dieß geht aus einer Lehre Christi hervor, welche die Lectüre der Kirchenwäter, der Scholastiker und auch einiger neuerer theologischer Werke fast ersparen kann, nämlich aus dem göttlichen Spruche: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das süg' auch keinem andern

zu.“ Der Spruch ist aber halb vergessen; unser hochwürdiger Clerus citirt ihn kaum mehr; er paßt nicht recht zur Kirchengeschichte. In den großen Zeiten des Papstthums hängte und verbrannte man die Gegner, ohne sich lang zu fragen, ob man gegebenen Falles auch gehängt oder verbrannt sein möchte. Und doch, wenn jene milde Weisung die christliche Menschheit durch die vergangenen Jahrhunderte geleitet hätte, wie ganz anders stünd' es um die Welt! Wo wäre dann jene Rohheit und Ungerechtigkeit, die so viele schwarze Punkte in unser Leben zeichnet! Wenn auch das Christenthum oder vielmehr der Katholicismus schon auf dieser Welt ein herrliches Reich mit nahrhaften Pfarreien, fetten Klöstern, Bischümern und Erzbischümern, darüber auch als Universalpensionär des ganzen Planeten Se. Heiligkeit den Statthalter Christi aufgepflanzt und damit bewiesen hat, daß er seine Zeit in dieser Richtung sehr gut zu benützen wußte, so fragt sich doch in anderer Richtung: was ist denn zur Verbreitung jenes Lehrsatzes geschehen? In manchen hochkatholischen Ländern, wie in Calabrien und Niederbayern, scheint er noch gar nicht publicirt zu sein, denn ihre reichhaltige Criminalstatistik beruht gerade auf dem entgegengesetzten Princip. Auf der einen Seite sieht man dem Katholicismus seine achtzehnhundert Zährchen doch schon ein bißchen an — manche meinen, er altere zusehends und höre vielleicht gar bald auf (sofern ihm nicht die feurigen Hezcapläne noch einmal neue Kraft einträufeln), andrerseits aber, wenn's auf jenen Spruch ankommt, kann man eben so gut behaupten: er habe noch gar nicht angefangen und könne immerhin noch in seine ersten Kinder- und Lehrjahre eintreten.

Wie wenig das praktische Christenthum bisher in die Christenheit eingedrungen, das zeigt sich leider nur zu oft in der Art und Weise, wie sich die Wanderer im Wirthshause benehmen. Wie leicht ließen sich jene genagelten Ungethüme durch leise, weiche Hauschuhe erjeken, die sich mit jeder Confession vertragen und keinem Schlaf zu nahe treten. Wer weiter darüber nachdenkt, wie viel Aergerniß, wie viele qualvolle Stunden durch jene bereitet werden und wie leicht sie durch diese zu beseitigen wären, der wird mit mir gewiß in den Spruch einstimmen: Ohne Hauschuhe kein Christenthum!

In den Häusern des Waldes wohnen aber auch Menschen, und zwar Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts. Wenn nun ein vergleichender Sittenforscher diese unsere Landsleute charakterisiren sollte, so wäre es schwerlich das Wörtlein „liebenswürdig“, das ihm zuerst einfiele. Der Wanderer, wie er einmal ist, bildet sein erstes Urtheil nach einem allerdings sehr kleinen Bruchstück der betreffenden Völkerschaft, nämlich nach den Jungfrauen, die ihm entgegenkommen, wenn er wegemüde seinen Wanderstab in die Ecke stellt und einen frischen Trunk begehrt. Der Mund der jungen Wälderinnen enthält nun zwar meistens weiße Zähne, aber wenig Worte. Sie wissen, daß sie die unverständlichste Mundart in ganz Hochdeutschland sprechen, fürchten damit anzustoßen und finden es doch unbequem, „nach der Schrift“ zu reden. Eine muntere Tiroler Kellnerin hat den Gästen Name, Stand und Wohnort, den ganzen Lebenslauf, die ganze Verwandtschaft bis auf die letzte Base eher abgefragt, als die Wälderschmelze sich zu einem „Güt ich warm!“ ermannt. Durch diese Enthalt-

samkeit auf der einen Seite gestattet sich der Umgang im Anfang, wie man auf bayerisch sagt, etwas speer (oder trocken) und wird erst lebendiger, wenn der Wanderer einige Tage unter demselben Dache zugebracht hat.

Die alten Wälder pflegten übrigens jeden Fremden schlechtweg Bettler zu nennen. Da die Gäste, die ihnen das Ausland früher zusandte, fast ohne Ausnahme dieser Classe angehörten, so scheint jener Sprachgebrauch in der That nicht so auffallend. Ueber das seltsame Bettlerwesen in der Wälderrepublik gibt uns F. M. Felder eigenthümliche Aufschlüsse. In der guten alten Zeit kamen diese Fremdlinge aus der Schweiz und dem Schwabenlande schaarenweis in den Bregenzewald, wo sie nicht einmal der Schatten einer Polizei belästigte. Damals waren die Thaler zwar noch rar im Lande, aber die Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden. Man konnte daher mildthätig gegen die Armen sein, welche sich hordenweise in den Wäldern herumtrieben. Das freie, sorgenlose Leben, das sie da führten, gefiel ihnen dann bald so wohl, daß sie nie mehr an die Heimath dachten. Dort, bei Schopernau, wo der Bettlerbach in die Aach fällt, lagerten sich oft ganze Schaaren solcher Gäste. Sie kochten und schliefen in den dichten Wäldern zu beiden Seiten des Baches, der von ihnen seinen Namen erhielt. Im Winter zogen sie dann, mit der Beute, die sie im Sommer errungen, mit dem Proviant, den sie erübrigt hatten, in die nächsten Alpenhütten und ließen sich's wohl sein. Den Tag über saßen sie beim Feuer oder, wenn gutes Wetter war, vor der Hütte im Sonnenschein. Zuweilen wurden sie aber ganz ausgelassen. Wenn einer eine Zither hatte und damit

auffpielen konnte, so tanzten die andern, daß der Staub aufflog und jauchzten zu den Thüren und Fenstern hinaus, daß man's bis ins Dorf hinunter hörte.

Einzelne unter diesen Gästen, wie der von Felder geschilderte Schwarzhannes, mußten sich allerdings durch heiteres Wesen und lustige Einfälle beliebt zu machen, aber im Ganzen waren die Bettler doch gehaßt und gefürchtet. Diese Empfindung, obwohl etwas abgemildert, trug der Wälder, als sein Ländchen besucht zu werden begann, nun auch allen Fremden entgegen, selbst solchen, die ihn nicht anbettelten. Es dauerte lange, bis er sich überzeugen ließ, daß es auch in der übrigen Welt noch Leute gebe, die ebenso anständig leben können wie er, ja sogar solche, die in den Wald nur kommen, um ihre Erübrigungen da liegen zu lassen. Es bleibt ihm immer noch ein gewisser Argwohn, ob die Touristen und Touristinnen, die reisenden Geheimrätthe mit Gattinnen und Töchtern, nicht am Ende doch verkleidete Bettler seien. Deshalb ist der Wälder im Anfang sehr zugeknöpft und wartet, bis man ihm entgegenkomme. Er vergißt sich selten so weit, den Fremdling auf der Straße oder im Wirthshause zuerst zu grüßen, oder ihm das erste Wort zu schenken. Aber wenn man ihm die verdiente Ehre erweist, ihn zuerst grüßt, zuerst anredet, ihm mittheilt, daß er in den letzten Jahren wieder etlichemal entdeckt worden sei und daß sich die Welt jetzt fast nur mit ihm beschäftige, dann schmilzt das Eis um sein stolzes Wälderherz, und er kann recht munter und gesprächig werden.

Die Wälderinnen sind auch ein eigener Schlag. In der Jugend etwas unbeholfen, wachsen sie sich mit den

kommenden Jahren oft leiblich und geistig zu gewaltigen Persönlichkeiten aus. Man gewahrt unter ihnen hohe, kernhafte Gestalten, mit braunen, sturmfreien Ange Gesichtern voll Weisheit und Welterfahrung. Manche sehen so männlich aus, daß sie nur die Jacke und die kurze Hose anziehen dürften, um unerkant als Wälder durch die Welt zu gehen. Auch zeigen viele unter ihnen ein unterschiedenes Herrschertalent, eine ausgesprochene Gabe, Haus und Hof zu regieren. Deswegen behaupten die Eingeweihten, daß außer der Verfassung von Eisleithanien in den meisten Häusern des Bregenzerwaldes auch noch eine andere Regierungsform gelte, welche die Hellenisten gemeiniglich Gynäokratie zu nennen pflegen. Da nun aber hinter den Weibern die Priester stehen, so erklärt sich auch die politische Farbe des Ländchens, welche jetzt ganz clerical ist, während früher der Wald für aufgeklärt galt.

Die Tracht der Wälderinnen kommt wohl sonst nicht wieder vor, ist aber schon öfter beschrieben worden. Sie besteht aus einer Tunica, „Zuppe“, von schwarzer, vielfach gefältelter Glanzleinwand, die von den Schultern bis auf die Knöchel reicht. Ueber den Hüften läuft ein lederner Gürtel um den Leib. Zwischen den Schultern ist die Zuppe etwas ausgeschnitten und mit breitem Seidenband verbrämt. Um den Hals legt sich ein sammetner Fleck, das Goller. Zwischen diesen und die Zuppe wird ein herzförmiger Schild, das „Fürstuch“, eingesteckt, von dem aber nur der obere Rand sichtbar ist. Diesen schmückt jetzt ein goldenes oder silbernes Band, wogegen hier früher der Name der Trägerin aufgestickt war. Die Zuppe selbst ist ärmellos; man trägt aber Mermel, meist von anderer,

heller Farbe, dazu. Das reiche, in Zöpfe geflochtene Haar deckt an Werktagen eine Pelzkappe, welche wohl aus Altbayern, dem Lande der Pelzkappen, gekommen ist und daher auch „der Bayer“ heißt. An Sonntagen werden trichterförmige Mützen aus dunkelblauer Wolle getragen.

Diese einfachen, schwarzen Zuppen erinnern an die schwarzen Gondeln zu Venedig. Wie einst der hohe Rath der Republik, um der Ueppigkeit seiner Junker zu steuern, ihren Schifflein Gestalt und Farbe decretirte, so hat vielleicht einmal ein Landammann auf der Bezegg eine Kleiderordnung durchgeföhrt und diese schwarzen Zuppen seinen Wälderinnen in gleicher Absicht vorgeschrieben. Sie sind auch ein Symbol der allgemeinen Gleichheit dieser Republicanerinnen, der armen und der reichen; denn wenn auch letztere in die Schnalle des Gürtels, in die Stickerei des Fürtuchs etwas Aufwand hineinlegen können, so beträgt der Vorsprung, den sie dadurch über die ärmeren gewinnen, doch nur einige Gulden. Ob nun aber die Zuppe, wie wir vermuthet, octroyirt, oder ob sie freie Wahl der Wälderinnen gewesen — jedenfalls haben sich diese längst in sie hineingelebt. Es gilt als ungeschriebenes Gesetz, daß die Wälderin, so zu sagen, in ihrer Zuppe sterben muß. Auch die höchstgestellten Frauen der hiesigen Gesellschaft, die Postmeisterinnen und die Gattinnen der Döcter (enchorischer Plural für Doctoren), ehren sie durch ihre Anhänglichkeit. Es ist kein Fall bekannt, daß eine Wälderin, solange sie auf Wälderboden trat, ihre Tracht verlassen hätte. Manche behalten sie sogar noch bei, wenn sie sich bis nach Feldkirch verhehlichen und dort „Damen“ werden. Weiblichen Wesen, die von außen hereinziehen,

wird dringend gerathen, baldmöglichst in die Suppe zu schlüpfen — man vergißt dann bald, daß sie Fremde sind. Frau F* zu Bezau, die gebildetste Frau des Waldes, deren Vater einst Landrichter zu Kallern gewesen, fand, als sie in den Wald hereinheirathete, für gut, an ihrem Hochzeitstag die Suppe anzulegen und hat sie seitdem nie wieder abgelegt.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit des Waldes ist anzuführen, daß sich alles, was sich kennt, auch duzt. Junge Mädchen und alte Männer, alte Weiber und junge Bursche, alles ist „per du“. Nur wird jetzt in den Familien eingeführt, daß die Kinder zu den Eltern „Ihr“ sagen sollen. Zur Einübung des widerborstigen Sie, das aber nur für Fremde bestimmt ist, werden in den Schulen eigene Stunden gehalten.